

Querverlag

Corinna Waffender

Ausgerechnet sie

Roman

© Querverlag GmbH, Berlin 2015

Erste Auflage September 2015

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotokopie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlag und grafische Realisierung von Sergio Vitale unter Verwendung einer Fotografie von miradora.

Druck und Weiterverarbeitung: FINIDR

ISBN 978-3-89656-233-3

Printed in the Czech Republic

Bitte fordern Sie unser Gesamtverzeichnis an:

Querverlag GmbH, Akazienstraße 25, D-10823 Berlin

<http://www.querverlag.de>

*im innern entzweit
reckt sich der baum gen sonne
wirft sich selbst schatten*

*In Erinnerung an:
Petra Waffender
Peter Koch
Willem Wassenaar*

*

Die Letzten fallen gerade aus dem Club von gegenüber, als Leo das Haus verlässt. Stolpernd, lichtscheu, blass. Ihre Jacken tragen sie wie erlegte Tiere in der Hand oder um die Hüfte gebunden wie einen notdürftigen Wundverband. Sich nach der Schlacht im wummernden Dunkel mit dem neuen Morgen anzufreunden, ist hier einfach. Die Straße sieht zu jeder Tages- und Nachtzeit aus, als hätte sie zu viel gesoffen.

Leo war nie länger in einem Club als nötig. Bloß lang genug, um sich zu beweisen, dass sie könnte, wenn sie wollte. Lässig rumstehen, irgendetwas kippen oder schlucken. Lächeln, nicken, abtanzen. Sie kann so tun, als wäre sie in dieser Einsamkeit nicht alleine unterwegs. Leo ist fast 25, hat ihr Studium abgebrochen und sieht die Welt in Standbildern.

Wie jeden Morgen zückt sie draußen als Erstes Block und Bleistift. Schnelle Striche bannen auf Papier, was zuerst da ist. Am Späti gegenüber liegt einer rücklings auf der Bierbank, die Arme links und rechts von sich gestreckt, die Füße fest auf dem Asphalt, wie angeklebt. Neben dem Schlafenden ein offener Rucksack, eine ausgekippte Bierdose. Friedrichshain, am Morgen danach. So heißt die Serie und es ist Bild Nummer 57. Leo weiß gar nicht, was das Danach eigentlich bedeuten soll. Ist es ihr eigenes? Immerhin der Beweis für eine vergangene Nacht mehr. Und einen neuen Tag, der mit einer weiteren Nacht endet, die sie mit bodenlosem Schlaf vom Denken erlöst.

Die Zeichnungen mit den Nummern 1 bis 56 zeigen Krähen, die Salamischeiben von einer weggeworfenen Pizza zerren. An den Schnürsenkeln zusammengebundene Turnschuhe, die an einer Straßenlaterne baumeln. Eine

im Bersten begriffene Magnolienblüte im Park. Nichts davon betrifft Leo, alles registriert sie. Wie andere Leute trinken, so betrachtet sie: gierig, gern und zügellos. Immer, wenn sie ihre Höhle verlässt, weiß sie, dass sie bei ihrer Rückkehr eine andere sein wird. Gesichter werden sich vor ihre Augen schieben, sie wird sich Gesten, Farben und Stimmungen einprägen und schemenhaft festhalten. Nur, damit sie wieder verschwinden. Raus aus dem Kopf auf weißes Papier.

Auf dem Weg zur U-Bahn denkt sie an ihren Vater und das letzte Gespräch mit ihm. Sie ist barfuß und schaut auf ihre Zehen hinunter, während er am anderen Ende der Leitung über Geld redet. Dass das Leben kein Ponyhof sei. Sie würde am liebsten sagen: Mann, du bist zu alt für den Spruch, du weißt doch gar nicht wirklich, was er bedeutet. Aber sie schweigt, weil sie weiß, ihre Meinung spielt keine Rolle. Sie spielt überhaupt keine Rolle mehr. Im Gegensatz zu ihrem Vater, der immer aus einem Manuskript zu lesen scheint. Leo drückt einfach irgendwann auf den kleinen roten Hörer, schaltet danach ihr Telefon aus. Und verliert ihn ans Off.

Wenn sie Christian Steger sehen will, geht sie online. Irgendwo in einem Archiv eines öffentlich-rechtlichen Senders wird sie eine Folge mit ihm finden: Der kinderlose Kommissar aus Kreuzberg ist ihr näher als der Vater in Charlottenburg. Dorthin ist sie jetzt unterwegs. Die letzten Sachen aus dem Keller holen und ihren Wohnungsschlüssel abgeben.

*

Elf ein, elf aus. Zwölf ein, zwölf aus. Dazwischen vier bis fünf Schritte auf dem Asphalt. Seit sie das Joggen mit Atemmeditation verbindet, hält sie länger durch. Sonst hat sie schon nach zehn Minuten die Sorte von Gedan-

ken, die sie zum Anhalten zwingen, um Stichworte in ihr Handy zu tippen. Oder sie dreht gleich wieder um, damit sie erledigen kann, was liegengeblieben ist. Wenn sie trotzdem an einem Gedanken hängenbleibt, nimmt sie ihn zur Kenntnis, sobald sie merkt, dass sie abdriftet, und beginnt mit dem Zählen wieder von vorn. Weiter als zwanzig ist sie noch nie gekommen. Und auch jetzt, während sie die Brücke überquert, um ein Stück auf der schöneren Flussseite zum Parque María Luisa zu laufen, arbeitet ihr Gehirn schon wieder auf Hochtouren. In drei Wochen fliegt sie nach Indien zum Wandern und Meditieren, ihr Körper braucht Regeneration, ihr Geist braucht Ruhe. Vor allem aber braucht sie Abstand. Alles erscheint ihr in letzter Zeit sinnlos. Ob sie die Hintergründe von Katastrophen gründlich erklärt oder nicht – was macht das für einen Unterschied? Wem nützen ihre gut recherchierten Berichte, ihre professionellen Analysen, die sich vom Blatt lesen, als verstünde irgendein kluger Kopf den Lauf der Welt? Sie versteht immer weniger. Möglicherweise begreift sie auch nur, dass sich niemand für die Gesichter von Krieg interessiert, sondern für den sauber vermittelten Schrecken. Dreistellige Opferzahlen und verschwommene Schreckensbilder rühren in fernen Betrachtern offenbar ein verschüttetes Nahes an. Die Horrorstory eines Gestern in Anderswo als Überlagerung des flüchtigen Hier und Jetzt. Eins ein, eins aus, zwei ein, zwei aus, drei ein, drei aus. Sie hat keine Lust mehr auf den Job. Auf das mechanische Wiederkäuen schlechter Nachrichten, weil man die guten angeblich nicht zu bringen braucht. *Good news are bad news.* In allen Sprachen. Wenn sie die Meldungen der dpa mit den Meldungen von Reuters und EFE vergleicht, unterscheiden sie sich lediglich in der Fertigkeit, etwas Unfassbarem das Emoti-

onale herauszuoperieren. Eins ein, eins aus, zwei ein, zwei aus, drei ein, drei aus, vier ein, vier aus, fünf ein, fünf aus, sechs ein, sechs aus, sieben ein, sieben aus. Maite schaut auf ihre Schuhe, wie ihre Füße sich darin abrollen und sie jetzt über Kies tragen. Auf dem Weg durch den Park sind noch mehr Leute unterwegs, die so aussehen wie sie. Was treibt wohl die anderen dazu, in hautenger Funktionskleidung sonntagmorgens durch Grünanlagen zu hetzen? Eins ein, eins aus, zwei ein, zwei aus, drei ein, drei aus. Maite hasst Joggen. In Momenten wie diesen muss sie sich das eingestehen. Wenn sie spürt, wie abgrundtief es sie langweilt, wie wenig ihr diese Fortbewegung eigentlich entspricht. Sie würde solche Unlust niemals vor anderen zugeben. Nur sie allein weiß, welches Opfer sie jeden Sonntag bringt. Statt faul im Bett herumzuliegen und sich treiben zu lassen, zieht sie das ganze Programm durch: aufstehen, heißes Wasser trinken, meditieren, laufen, danach duschen. Frischen Obstsalat essen. Und zur Belohnung einen Espresso. Ohne schlechtes Gewissen, weil Fairtrade und handgemahlen. Anders als ihre Turnschuhe, die wie alle Turnschuhe, in denen man halbwegs laufen kann, im Sweatshop hergestellt sind. Darüber würde sie wirklich gern eine Reportage machen. Über die Arbeiterinnen am anderen Ende der Welt, die für Markenhersteller unter menschenunwürdigen Bedingungen Fitnessartikel zusammenkleben. Doch alleine der Gedanke an eine aufwendige Recherche macht sie müde. Nichts würde ein Artikel darüber verändern. Verhältnisse verändern sich nur, wenn sich das Verhalten verändert. Und was heißt das? Solche hippen Schuhe wie die an ihren Füßen gar nicht erst zu kaufen, sich zu verabschieden vom Wellnesskult in Konsumtempeln, sich besinnen auf das einfache Sein. Sie könnte das sogar tun. Sie ist

finanziell unabhängig, sie braucht sich ihren Lebensunterhalt nicht zu verdienen.

Maite ist in eine der reichsten Familien der Stadt geboren, weil ihre deutsche Mutter sich in den einzigen Sohn verliebt und ihn Hals über Kopf heiratet. Was ihre Großeltern gar nicht gerne sehen und sie nach dem frühen Tod ihres Vaters auch spüren lassen. Am liebsten würde der Clan sie und ihre Mutter danach aus der Stadt jagen. Stattdessen geben sie sich damit zufrieden, beide für Luft zu erklären. Schlechte Luft, versteht sich. Eins ein, eins aus, zwei ein, zwei aus, drei ein, drei aus, vier ein, vier aus, fünf ein, fünf aus, sechs ein, sechs aus, sieben ein, sieben aus, acht ein, acht aus, neun ein, neun aus. Einfach sein. Einatmen, ausatmen. Ein Stück Land, ein Haus in den Bergen, etwas tun, was wirklich sinnvoll ist. Den Ort ihrer Kindheit verlassen. Neu anfangen. Wie soll das gehen? Und warum überhaupt? Darüber wird sie in Indien nachdenken.

*

Die U-Bahn steht schon zur Abfahrt bereit. Sackbahnhof, Anfang und Ende der grünen Linie. Leo steigt ein, setzt sich auf eine der psychedelisch gemusterten Sitzbänke, lehnt sich an und wartet. Durch das Fenster sieht sie einen gebeugten Mann vorbeigehen, er zögert an der Tür, geht weiter zum nächsten Wagen. Warum macht er das? Was bewegt den Alten, nicht hier, sondern dort einzusteigen? Schnell skizziert sie den Blick zu ihr herein. Ein flüchtiges Augenpaar sucht das Weite. Dann packt sie den Block wieder weg.

Kreuzberg, Schöneberg, später Charlottenburg. Auf der Strecke verändert sich alles, das Draußen und das Drinnen: Frisuren, Jacken, Kopfhörer, Kinderwagen. Auch sie wird auf der Fahrt anders. Je näher sie ihrem Ziel kommt,

umso schwerer fühlen sich ihre Arme an. Bleiern hängen sie an ihr herab, zwei dicke Äste eines jungen Baums. Das mit dem jungen Baum hat sie aus einem Gedicht, seitdem empfindet sie ihre knochigen Gliedmaßen als geschmeidiger.

Umsteigen, Wittenbergplatz, sie setzt ihre Mütze auf. Mit Mütze fühlt sie sich weniger gesehen. Das kurze Stück bleibt sie an der Tür stehen, lehnt den Kopf an das Glas und schließt die Augen. Bunte Punkte tanzen vor Schwarz, beruhigen sich allmählich, verdichten sich zu dunkelroten Schwaden, während ihr Inneres in den Ruhemodus schaltet. Bevor sich die Tür hinter ihr öffnet, tun es ihre Lider. Hellblau, die Station sieht aus wie ein großes gefliestes Badezimmer. Schon deshalb ist sie froh, dass sie hier nicht mehr wohnt.

Ihr Vater sollte um diese Zeit nicht zu Hause sein, wird gerade irgendwo zu Mittag essen. Und wenn sie ihm doch begegnet, lässt sie sich nicht auf einen Kaffee bitten. Fahrrad hochholen, Koffer festzurren, wieder gehen. Sie hat diese Szene in den letzten Tagen wieder und wieder durchgespielt, als hinge ihr Leben daran, es richtig zu machen. Natürlich wird sie auf seine Fragen antworten, sofern er überhaupt etwas von ihr wissen will. Zum Beispiel, dass sie jetzt ein WG-Zimmer bei einer durchgeknallten Italienerin bewohnt, im dritten Stock eines heruntergekommenen Altbaus, mit Blick auf die Brücke. Die Einfachfenster und den Straßenlärm wird sie weglassen. Sie mag es, das fremde Leben draußen zu spüren.

„Man gewöhnt sich dran“, sagt Simona.

Es läuft gut mit ihnen. Zum ersten Mal funktioniert Zusammenwohnen. Simona meckert nicht an ihr herum, lässt sie in Ruhe und freut sich, wenn sie einander begegnen. Und wenn sie die Zeichen richtig deutet, dann will

Simona noch mehr als das. Fast zu schön, um wahr zu sein.

Leo geht die fünf Stockwerke langsam nach oben, sie steht nicht gern atemlos vor Wohnungstüren wie eine, die es kaum erwarten kann. Oben drückt sie einmal lange auf die Klingel. Es ist ein unschönes, fräsendes Geräusch, ein gänzlich unpassender Ton, um Besucher freudig einzustimmen. Eher einer, um denen drinnen unmissverständlich klarzumachen, dass draußen jemand wartet. Nach dem zweiten folgenlosen Klingeln holt Leo den Schlüssel aus der Jacke, schließt auf und ruft vorsichtshalber nach ihm, bevor sie eintritt. Der lange Flur schluckt ihre Stimme weg, statt einer Antwort schlägt ihr kühle Luft entgegen.

Leo lässt die Wohnungstür offen stehen, der Durchzug gibt ihr ein sicheres Gefühl von Notausgang. Sie will nur schnell den Koffer aus ihrem Zimmer holen und den Schlüssel auf den Küchentisch legen. Als sie am Wohnzimmer vorbeigeht, hält sie inne: Ihr Vater ist doch zu Hause. Liegt auf dem Sofa und schläft. Sie zögert, würde am liebsten einfach wieder gehen. Was soll sie jetzt machen? Vorbeischleichen wie eine Diebin, riskieren, dass sie ihn erschreckt? Ihn wecken? Wie denn? Einfach vorbeigehen kann sie nicht, bei jedem Schritt knarren die Dielen. Am besten stehenbleiben, sich bemerkbar machen. Sie ruft ihn noch einmal, diesmal bei seinem Vornamen. Wie zufällig fällt dabei ihr Blick auf den kleinen Tisch.

Ihr Gehirn braucht einen winzigen Moment, bis es die Information verarbeitet und als Botschaft an sie weitergibt. Die Gegenstände, die sie sieht, zu einer Geschichte zusammensetzt: ein leeres Glas, eine geöffnete Tabletten-schachtel, ein beschrifteter Briefumschlag.

Scheiße, denkt sie. Geht unsicher auf den reglosen Körper zu.

„Papa? Schläfst du?“

Ihr Vater liegt mit dem Rücken zu ihr und rührt sich nicht. Leo fasst ihn an der Schulter und erschrickt über die Schwere des Arms, der nach hinten fällt.

„Fuck, fuck, fuck.“

Sie greift in ihre Hosentaschen, vorne, hinten – wo ist dieses verfluchte Handy? Sie zittert. Notruf, wie war die Nummer? Ist das irgendwo gespeichert? 110? 112? Egal, irgendeine.

„Mein Vater“, sagt sie. „Mein Vater hat Tabletten genommen. Er stirbt. Sie müssen kommen. Sofort.“

Später kann sie sich nicht mehr daran erinnern, wie sie die Adresse durchgibt. Und auch nicht, was sie macht, bis der Rettungswagen kommt. Nur daran, dass es ihr wie eine Ewigkeit vorkommt. Dass sie ihn auf den Rücken dreht, seinen Puls fühlt. Sich neben ihn auf den Boden setzt und seine Hand hält, als müsste sie ihn beruhigen. Nicht wagt, ihn loszulassen, um den Brief zu lesen.

*

„Zum Abschied“, sagt Ingrun mit einer Stimme, die klingt, als wäre ihr die Farbe ausgegangen. „Er hat uns nicht mal mit Namen angesprochen.“

„Er hat ja wohl nicht nur uns gemeint.“ Leo zeichnet weiter, während sie redet, schaut nicht auf.

„Sondern? Siehst du noch irgendjemanden hier außer uns?“ Ihre Mutter macht eine ausladende Handbewegung. „Klar, wir könnten die Presse anrufen, dann wäre die Bude sicher gleich voll.“

„Hör auf, Ingrun.“

Ungelenk, denkt Leo. Wie Ben den Arm um sie legt. Wie kann er so unbeholfen sein, wenn er sie anfasst, wo

er doch mit ihr schläft? Sie mag den Freund ihrer Mutter, diesen robust gebauten Mann mit Vollbart, der noch mit knapp vierzig aussieht wie ein zu groß geratener Teenager. Und auch die Art, wie er Menschen und Dinge berührt.

„Christian war in Not. Und du bist es jetzt. Das ist okay.“ Er zieht sie jetzt fester an sich und der schwächliche Körper scheint sich an ihm zusammenzufalten. „Komm, lass ein bisschen los.“

„Ein bisschen loslassen? Verschon mich jetzt bloß mit Spirigequatsche. Wenn ich auch nur ein klitzekleines bisschen loslasse, raste ich aus.“ Als wollte sie ihren Worten Nachdruck verleihen, windet sie sich grob aus seiner Umarmung und fährt sich durch die blondierten, halb-langen Haare. Für ihre Verhältnisse einen Tick zu unordentlich, bemerkt Leo. Die Stimmung ihrer Mutter lässt sich immer an ihrer Frisur festmachen. Heute fehlt der Halt, und die Strähnen fallen unkontrolliert in ihre Stirn. Gar nicht schlecht findet Leo das. Obwohl sie lange Haare eigentlich nicht mag. Würde es ihrem Vater auffallen? Dass seine Exfrau seinetwegen außer Kontrolle gerät? Interessiert er sich überhaupt noch für ihr Aussehen? Ist das unter Freunden so? Sind sie denn Freunde?

„Wenn ich überhaupt mit einer Frau befreundet bin, dann mit deiner Mutter.“

Ihr Vater sagt das mit vollem Mund während eines Mittagessens bei dem kleinen Franzosen um die Ecke. Kochen liegt ihm nicht, und er liebt Gewohnheiten. Man könnte auch sagen, er hasst Veränderung, aber das hört er nicht gern. Schon gar nicht von seiner Tochter.

Jetzt muss er nichts mehr hören. Jetzt liegt er im künstlichen Koma. Nach der Entgiftung spielen seine inneren Organe verrückt und er ist ruhiggestellt. Was mit seinem Hirn ist, weiß kein Mensch.

„Satte Überdosis.“ Der Oberarzt macht einen erschöpften Eindruck. „Wirkt bei jedem anders. Wir entlasten erst einmal. Stabilisieren seinen Organismus. Und hoffen das Beste.“

Leo sitzt auf einem der roten Plastikstühle vor dem Zugang zur Intensivstation und fragt sich, was das Beste wohl ist und für wen welches Beste gilt. Weder sie noch Ben gehen ein zweites Mal durch die Schleuse. Sie wollen beide nichts sehen. Die Geräte nicht, sein Gesicht nicht, den Körper unter dem Laken nicht. Leo hält sich an das, was um sie herum geschieht, und bringt es schweigend zu Papier. Die tiefen Furchen auf der Stirn des Mannes gegenüber, der mit gesenktem Blick wartet, bis er zu seiner Frau darf. Maximal zehn Minuten, dann mindestens eine Stunde Pause. Dazwischen Rauchen. Ingrun hält den gleichen Rhythmus ein. Jedes Mal, wenn sie wieder herauskommt, wirkt sie wie ferngesteuert, als ob ihr drinnen jemand eine Gehirnwäsche verpasst hätte.

„Wie sieht er aus?“ Ben wartet geduldig, Ben ist ihretwegen hier.

„Wie tot.“

Manchmal zieht Ingrun den Brief aus der Tasche. Liest ihn noch einmal.

„Was suchst du darin?“, fragt Leo.

„Nichts. Ich halte mich bloß daran fest.“

„Woran genau?“

„An den Worten.“

Leo kann sich nicht daran festhalten. Sie rutscht ab. Jedes Mal, wenn sie sich die Stimme ihres Vaters vorstellt. Was ihr schon beim Anblick der ungeübten Schrift schwerfällt. Mit Füller zu schreiben, passt überhaupt nicht zu ihm. Die dunkelblaue Tinte wirkt wie ein fehlgeschlagener Versuch, den Worten Glanz zu verleihen.

Zum Abschied.

In allem, was ich jemals getan und gelassen habe, steckt die Gewissheit, im entscheidenden Augenblick versagt zu haben. Wie ein Fluch verfolgt mich diese Schuld.

Seit ich weiß, was Liebe ist, begehe ich Verrat an ihr. Dafür schäme ich mich. Und doch habe ich geliebt. So bedingungslos, wie es mir möglich war. Nie war ich dabei ganz, ein Stück von mir hat immer gefehlt. Mein Herz ist gespalten, es ist vor langer Zeit auseinandergefallen. All die Jahre habe ich mich in einem Zwischenraum bewegt, der mir Alltag ermöglicht hat. Das geht jetzt nicht mehr, denn die Vergangenheit hat mich eingeholt. Ich kann nichts wiedergutmachen und ich kann den Krieg in mir nicht anders beenden.

Ich wünschte, ihr könntet mir verzeihen, auch wenn ich weiß, dass es unverzeihlich ist, sich das Leben zu nehmen. Der Einzige, der mich hätte retten können, war ich selbst und ich habe es einfach nicht geschafft.

C.

Abgedreht. Leo denkt das schon beim ersten Lesen. Wie im Film. Natürlich hat sie dazu tausend Bilder im Kopf. Sie mischen sich mit dem Anblick ihres Vaters auf dem Sofa, mit dem weißen Licht im Rettungswagen, dem Verschwinden der Trage hinter einer Schwingtür, der absoluten Stille in ihrem Kopf danach, der Kälte in den Fingern, den heißen Tränen, die an die Oberfläche drängen, aber den Weg über die Augen nicht finden wollen. Die Umarmung ihrer Mutter ist wie ein Nachhausekommen, als würde sie, als würden sie beide schon immer auf diesen einen Augenblick warten, in dem sie einander halten, in der Gewissheit ihn ganz zu verlieren.